Zeitschrift: Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 13 (1913-1914)

Artikel: Reiseerinnerungen an die Schweiz von zwei Zeitgenossen Shakespeares [Schluss]

Autor: Fink, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764033

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REISEERINNERUNGEN
AN DIE SCHWEIZ VON ZWEI ZEITGENOSSEN SHAKESPEARES

(Schluss)

Thomas Coryat stammte aus der Grafschaft Somerset und erblickte ungefähr 1577 das Licht der Welt. 1596 treffen wir ihn als Studenten in Oxford. 1608 unternahm er seine erste Reise von Dover aus und 1611 schrieb er das Memoirenwerk, das hier zur Sprache kommen soll. Das Jahr darauf machte er sich nach dem Osten auf und gelangte über Ägypten und Palästina bis nach Persien und Indien, wo er 1617 den Tod fand. Coryat muss ein passionierter, genialer Reisender gewesen sein. Da er Schwierigkeiten hatte, einen Verleger zu finden, schrieben seine Freunde, darunter auch Ben Jonson, Lobeshymnen, Distichen und empfehlende Geleitworte zu seinem Werk. Unter ihnen finden wir folgende Charakteristik Coryats: „Das Wort Reise bewirkt, dass er nach einem Zugochsen oder Saumross ruft; eine Postsendung aus Deutschland lässt ihn in Entzücken geraten, ja schon die Aufschrift eines Briefes aus Zürich treibt ihn an wie einen Kreisel. Basel oder Heidelberg macht ihn zwirbeln. Und wenn er das Wort Frankfurt oder Venedig sieht, auch nur auf dem Titel eines Buches, ist er bereit, sein Wams zu zersprengen, die Ellbogen herauszustoßen und das Zimmer mit seinem Gesumm zu erfüllen.“ Der volle Titel der Originalausgabe seines Werkes, die mir trotz ihrer hohen Rarität bereitwillig in der Bibliothek des britischen Museums zur Benützung anvertraut wurde, lautet: *Coryats unverdaute Kenntnisse, verschlungen während fünfmonatlicher Reisen in Frankreich, Savoyen, Italien, Rhätien gemeinhin Graubündnerland genannt, Helvetien alias Schweizerland, einigen Teilen Oberdeutschlands und der Niederlande; neuerdings verdaut in der hungrigen Luft von Odcombe in der Grafschaft Somerset und nun ausgeteilt als Nahrung für die reisenden Glieder dieses Königreichs. London 1611.* Während Moryson sein Werk zuerst lateinisch schrieb und hernach erst ins Englische übersetzte, schrieb Coryat gleich von Anfang an in seiner Muttersprache.

Auch er kommt von Bergamo nach Graubünden und hebt mit einem Lobe des Veltliners an, „den die Bündner so schätzen, dass sie ihn auf Pferdesrücken über enge Straßen in alle wichtigen und auch in die entlegensten Orte bringen". Überall achtet Coryat scharf auf die kirchliche Zugehörigkeit der Bevölkerung, und wir werden auf Schritt und Tritt daran gemahnt, wie stark damals die konfessionellen Gegensätze waren und wie feindselig sich die zwei Lager gegenüberstanden. Im reichen *Chiavenna,* das er als größtenteils protestantische Stadt bezeichnet, lernt er den aus Lucca stammenden, in Genf calvinistisch geschulten Geistlichen Octavianus Mejus kennen, „der mein Herz mit einem Becher ausgezeichneten Weins erfrischte". Von der Ehrlichkeit des Bündnervolkes ist Coryat höchlichst entzückt: „Ein gewisser Priester dieses Landes erfreute mich mit sehr trostreichen Worten in meinem Gasthaus in Candolchin, da er sah, ich sei ein einsamer Mann und Fremdling. Er sagte, dass, weil die Kost an einigen Orten des Landes hart und die Wege schlecht seien, wolle er versuchen, mit freundlichen Reden meine Stimmung zu heben und mich so fröhlich zu machen, wie eben ein einsamer Mann es sein könnte. Ich reise in einem so ehrlichen Lande, wie je eines in der Christenheit; denn hätte ich 1000 Kronen bei mir, so könnte ich in ihrem Lande damit ohne bewaffnete Begleitung sicherer reisen als in irgend einer anderen Nation. Und er behauptete, er habe nie in seinem Leben davon gehört, dass ein Mensch in seinem Lande beraubt worden sei. Diese seine Rede wurde mir später auch an andern Orten bestätigt. Das sage ich, dass ich nie vorher in meinem ganzen Leben von solch seltener Ehrbarkeit bei irgend einem Volke vor oder nach Christi Geburt gehört habe." Coryats Interesse ist äußerst regsam; er beobachtet bis ins kleinste Detail hinein und manche seiner Angaben könnten auch unsere Folkloristen interessieren.

„In Candolchin sah in eine seltsame Art Holzgefäße wie Eimer, in denen sie Wein für ihre Gäste heraufbringen, mit hübschen passenden Röhren, die ungefähr einen Fuß lang sind, um den Wein in Gläser oder Becher zu gießen. — Die Holzteller an den meisten Orten dieser Gegend sind gewöhnlich wenigstens einen Zoll dick und so groß an Umfang wie ein Shillingkäs meines Landes Somersetshire. — Man ist auch tüchtig versehen

mit Hanf, den die Leute nicht mit so viel Mühseligkeit wie wir in England mit den Fingern hecheln, sondern mit einem gewissen Holzwerkzeug, das zu diesem Zwecke gemacht ist und womit man leicht die Fasern vom Werg scheidet."

Beim Dorfe Splügen notiert Coryat, dass von hier an die Bündner deutsch sprechen. Auch er klagt über die schweizerischen Wegstunden: „eine Sitte, die sonst an keinem Orte der Christenheit herrscht; sehr ungenügend, denn die einen können weiter kommen in einer Stunde als andere in dreien". Bei Coryat fällt für Chur, das er eine protestantisch-calvinistische Stadt nennt, mehr ab als bei Moryson: „Eine Kirche im höher gelegenen Teile der Stadt ist katholisch mit täglichen Messen. Auch sah ich in der selben Kirche viele Bilder, abergläubische Gemälde und papistische Eitelkeiten, darunter ein ungewöhnlich großes und langes Gemälde des heiligen Christophorus, der Christus auf den Schultern trägt, und das Bild eines Esels mit außerordentlich langen Ohren und Christus, der mit bloßen Beinen und barfuß darauf saß. — Auf dem Marktplatz ist ein prächtiger Brunnen und darauf die schöne Statue eines gewappneten Mannes; das ganze ausgezeichnet gemacht. Die Bürger ließen es sich in jenem Jahre 1608, da ich in der Stadt war, viel kosten, diesen Brunnen zu reparieren, so dass sie ihn hübsch verschönert haben." Schon in Graubünden hebt Coryat die gute und billige Kost hervor (martelmasse-beef heißt bei ihm das Bündnerfleisch); in Wallenstadt und dann namentlich in Zürich kann er nicht genug rühmen: „Das Essen in der Schweiz ist an den meisten Orten vorzüglich; denn man bringt eine große Mannigfaltigkeit von Gerichten auf den Tisch, sowohl gebratene als gesottene; und die Kosten sind sehr mäßig, denn mein spanischer Schilling beglich gewöhnlich meine Zeche auch dann, wenn ich am meisten ausgab." In Zürich, Baden und Basel erreicht Coryats Schweizerreise ihre Höhepunkte.

Zürich ist uralt; ein Zürcher Prediger, Rodolphus Hospinianus, erzählte Coryat, dass diese Stadt wie auch Solothurn und Trier zu Erzvater Abrahams Zeit erbaut worden sei. Nach Coryat bedeutet Zürich „zwei Königreiche". Geziemend gedenkt er der Heiligen Felix und Regula, die hoch geschätzt werden unter den Tigurinern, „aber nicht in jener abergläubischen Art wie Heilige

bei den Papisten". Es ist erstaunlich, wie gut Coryat die anderthalb Tage, die er in Zürich weilte, ausgenutzt hat. Der Verkehr mit den gelehrten Humanisten der Stadt kam ihm da sehr zu statten. Mit besonderer Wärme erwähnt er „einen gewissen gelehrten jungen Mann der Stadt, dem ich außerordentlich verbunden war für die Besichtigung von Zürichs Hauptsehenswürdigkeiten, Namens Marcus Buelerus, der von Hospinianus bestellt war, um mir Gesellschaft zu leisten". Nichts scheint so Coryat zu entgehen; er macht Notizen über die Wasserräder der Limmat, „die beständig Wasser durch eine große Menge Röhren ausspeien", über die Sihl, in die man die Asche von Hexen, Zauberern und Ketzern werfe, über die fünf verschiedenen Todesstrafarten, über den Fröschengraben, die kunstvollen Öfen, die Mannigfaltigkeit guter Speisen in seinem Hotel zu den zwei Störchen (England scheint schon damals einförmige Kost gekannt zu haben); bewundert die oft vierstöckigen, ohne Backstein gebauten Häuser und bemerkt, dass im Jahre seines Besuches (1608) die Bürgerschaft eben den Kirchturm von St. Peter mit bedeutenden Kosten ausbesserte. Großen Eindruck machte auf ihn die Waffensammlung, zu der ihm Gaspar Waserus Zutritt verschaffte, ein Mann, der sieben Sprachen beherrschte und viele Länder bereist hatte. Coryat vergleicht die Zürcher Waffensammlung mit den Arsenalen von Venedig, Mailand und dem des Tower in London; an Antiquität der Waffen stehe Zürich in erster Linie. Als besondere Stücke nennt er das Schwert Wilhelm Tells und die Burgunderbeute. Er rühmt die gute Ordnung der Sammlung, die Waffen für 10 000 Mann enthalte; daneben sei aber jeder Bürger zu Hause selbst mit Waffen ausgerüstet.

Der Zürcher Tracht widmet der Engländer eingehende Betrachtung. Ganz besonders beschäftigen ihn hier und in Basel die Zöpfe des weiblichen Geschlechtes: „Viele ihrer Weiber, besonders Jungfrauen, haben eine seltsame und phantastische Mode mit ihrem Haar, wie ich es nie vorher sah, aber das selbe sah ich später an vielen Orten der Schweiz, besonders in Basel. Denn sie flechten es in zwei sehr lange Locken, die eine halbe Elle über die Schulter fallen; und manche knüpfen sie zusammen mit hübschen Seidenbendeln oder mit verschiedenfarbigen Bändern." Auch an den Betten sieht er etwas neues: „Die Betten sind sehr

seltsam, wie ich das nie vorher sah; denn jedermann hat ein sehr leichtes Flaum- oder Federbett auf sich liegen, das ihn sehr warm hält und dessen Last nicht drückend ist. Denn es ist ausnehmend leicht und dient zugleich als Bettdecke."

Von gelehrten Protestanten, mit denen Coryat verkehrte, nennt er noch Thomannus, den Präfekten des Kornmarktes, dessen Sohn Gaspar in Oxford studierte und den Enkel des berühmten Bullinger, Heinrich Bullinger, der sehr gütig zu ihm gewesen sei. Dass er mit diesen Männern Latein redete, geht aus einer Bemerkung hervor, die er über die Unterhaltung mit Bullinger macht. Es fällt ihm auf, dass Bullinger seine lateinische Fragestellung in der dritten (statt in der zweiten) Person an ihn richtet, zum Beispiel: „In quam regionem jam tendit Dominus? quam diu commoratus fuit Dominus in Italia?" Bullinger zeigt ihm „ein sehr verdammenswertes Buch, von einem Italiener geschrieben, einem Johannes Casa, Bischof von Benevent in Italien, zur Verherrlichung jenes unnatürlichen Lasters der Sodomie. Dieses Buch ist auf Italienisch geschrieben und in Venedig gedruckt. Es kam zuerst in die Hände des schon genannten Großvaters dieses Mannes, der es als Zeugnis für die schreckliche Unreinheit eines papistischen Bischofs behielt, und zu diesem Zweck behält es auch dieser Mann, der es von seinem Großvater erhielt, bis zum heutigen Tag[1])."

Mit folgenden Worten fasst Coryat den Ruhm Zürichs zusammen: „Obgleich es keine Universität ist, um den Studenten Titel zu erteilen, so hat es doch mehr einzigartig gelehrte Autoren hervorgebracht als irgend eine der berühmtesten Universitäten der ganzen Christenheit; und zwar besonders Theologen: Zwingli, Bullinger, Bibliander, Gualterus, L. Lavaterus, C. Gessnerus, Simlerus, Frisius, Megander, Stuckius. Immerhin setze ich durch diesen Ruhm Zürichs die gelehrten Männer meines Landes nicht herab. Denn ich bin überzeugt, dass unsere beiden berühmten Universitäten Oxford und Cambridge so gelehrte Männer wie

---

[1]) In den Gesamtausgaben der Opere di Monsignor Giovanni della Casa, Florenz 1707, Venedig 1728 und Neapel 1733 fehlt dieser Traktat. *De laudibus Sodomiae* erschien 1550 in Venedig und wird von den Herausgebern und Kommentatoren der Werke della Casas als nicht von diesem verfasst anerkannt.

irgendwo in der Welt hervorbringen; aber was die Quantität (nicht Qualität) der Schriftwerke anbetrifft, sind die Tiguriner unseren eigenen Leuten überlegen. — Um diese Schilderung Zürichs zu Ende zu bringen, so halte ich so viel von dieser edlen Stadt, dass ich sie wegen der Lieblichkeit ihrer Lage und wegen des wunderbaren Reichtums an all dem, was Nutzen und Vergnügen schafft, mindestens mit dem italienischen Mantua selbst vergleiche.“ Dass Coryat auch später noch mit den Zürcher Freunden verbunden blieb, beweisen eine Anzahl lateinische und ein griechischer Brief, die im August 1609 und im Frühjahr 1610 von London aus an Waser, Hospinian, Bullinger und Bueler abgingen. Von Waser und Bueler kennen wir die Antworten, die sie im März und April 1610 von Zürich aus an Coryat richteten. Am 27. August 1608 reist Coryat von Zürich ab. Thomann und Bueler geben ihm ungefähr zwei Meilen weit das Geleite; der letztere „betaute seine Wangen mit Tränen bei unserem Scheiden“.

Die Zürcher Humanisten hatten den Engländer aufgefordert, ja den Besuch Badens nicht zu unterlassen, da das dortige Badeleben sehr sehenswert sei; es beweist das, dass sie keine engherzigen Puritaner waren. Beim Eintritt in das Städtchen fallen ihm zunächst die an die Haustüren genagelten Eberköpfe auf. In der Marienkirche gibt ihm eine mit Gebeinen und Schädeln angefüllte Kapelle zu denken: „Denn ihre Zahl war so groß, dass ich glaube, am Tage des jüngsten Gerichtes werden wenigstens zehntausend Seelen nach ihnen verlangen. Wahrhaftig, ich bekenne, ich weiß nicht, wozu sie diese Gebeine aufhäufen.“ Die Bäder liegen eine halbe englische Meile vor der Stadt; als Gesamtzahl gibt er etwa sechzig an und erwähnt auch die beiden öffentlichen Armenbäder, in denen er siebenunddreißig arme Leute baden sah. Nur reichere Leute können in die eigentlichen Bäder kommen, von denen er den Bären, die Sonne, den Stadthof, die Krone, die Blume, den Ochsen und den Hinterhof aufführt. „Sicherlich, dies ist der lieblichste Badeort, den ich je sah und übertrifft um ein bedeutendes unsere englischen Bäder sowohl an Quantität als auch an Qualität. Die Bäder sind abgeteilt durch mehrere Häuser, die nichts anderes als Gasthäuser sind und für den Unterhalt der Fremden dienen. Viele Fremde haben dort ihren Tisch gegen ein wöchentliches Pensionsgeld. Einige Spar-

same zahlen nur für ihre Wohnung und verschaffen sich die Kost aus der Stadt; denn es ist ein kostspieliger Ort für die, die dort wöchentlich ihr Essen bezahlen. Hier strömten viele Leute zusammen zur Herbsteszeit, als ich dort war, gerade am 28. August, da um diese Jahreszeit viele hieher kommen von Zürich, Basel, Bern und von den meisten Schweizerstädten und von Konstanz. Die Fremden, die man im Hinterhof (von Coryat als Kollektivausdruck für die Bäder gebraucht) sieht, sind manchmal an Zahl mehr als tausend Personen, dazu noch einige, die der Bäder halber in der Umgegend wohnen. Viele der Leute, die im Hinterhof sich aufhielten, als ich dort war, waren vornehme Herren, die von den genannten Städten teils wegen Gebrechen sich dorthin begaben und teils bloß zur Unterhaltung und Ergötzung. Die meisten der Privatbäder sind kleine, aber sehr feine, angenehme Orte; sie sind von einander getrennt durch geeignete Verschläge, in die man aber verschiedene Fenster eingelassen hat zum Zweck, dass die in den Bädern mit einander verkehren und gemeinsam trinken können. Denn sie reichen einander ihre Trinkgläser durch die Fenster. Die Räume darüber sind Fremdenzimmer. Hier sah ich die Leute im Bade gemeinsam essen an einem Tisch, der auf der Oberfläche des Wassers schwamm. Dann bemerkte ich auch noch etwas anderes, sonderbares unter ihnen, worüber ich mich nicht wenig verwunderte. Männer und Weiber baden mit nacktem Oberkörper zusammen in einem Bad; und zwar waren einige dieser Weiber, wie man mir sagte, Ehefrauen und die Männer teils Junggesellen, teils verheiratete Männer, aber nicht die Ehemänner dieser Frauen. Und doch waren dieser Frauen Männer zurzeit im Hinterhof und einige davon am selben Ort, bekleidet dicht beim Bade stehend; und sie sahen zu, wie ihre Frauen nicht nur zu andern Männern sprachen und frei sich mit ihnen unterhielten, sondern sogar in bekömmlicher und lustiger Weise sich amüsierten. Ja, manchmal sangen sie fröhlich zusammen, besonders aber jenes liebliche Liebeslied Solus cum sola . . . Doch während aller dieser Zeit darf der Ehemann nicht eifersüchtig sein, obgleich er in den Bädern ist und ihm nur zu viel Gelegenheit geboten ist, eifersüchtig zu sein. Denn schon der bloße Name Eifersucht ist verhasst an diesem Orte. Aber mögen es diese Germanen und Helvetier

halten, wie sie wollen, und sich diesen üppigen Sitten hingeben, so lange es ihnen behagt: was mich anbetrifft, wäre ich verheiratet und wollte ich mit meiner Frau eine kurze Weile hier zu meinem Ergötzen zubringen, wahrhaftig, ich könnte kaum dazu überredet werden, sie baden zu lassen . . . Hier sah ich auch viele außerordentlich schöne junge Damen und Ehefrauen mit ihren Freiern und Liebhabern in den Bädern. Denn zu dieser Jahreszeit kommen viele Liebhaber hieher, um sich mit ihren schönen Geliebten zu ergötzen. Viele dieser jungen Damen hatten ihr Haar sehr seltsam in Zöpfe geflochten und trugen zierliche Guirlanden von wohlduftenden Blumen auf dem Kopfe, ein Anblick zum Verlieben. Alte Leute, welchen Geschlechtes sie auch seien, haben keinen Nutzen von diesen Bädern, die überdies parteiisch sind, da sie ihre Vorteile eher dem weiblichen als dem männlichen Geschlecht zugute kommen lassen." Zum Schlusse zitiert Coryat Poggios Worte über Baden: „ein zweites Paradies, ein Sitz der Grazien, ein Busen der Liebe, ein Schauplatz der Wonne."

Über Königsfelden, dessen Geschichte er erzählt und über Brugg, wo er den freundlichsten Gastwirt all seiner Reisen traf, erreicht Coryat Basel. Es ist uns schon bekannt, wie abschätzig er sich über die Basler Brücke ausspricht, dagegen preist er die gute Luft und die köstlichen Brunnen dieser Stadt. „An der äußeren Mauer des Torhauses eines der Stadttore sah ich das Bild eines ungeheuer gewaltigen Riesenschweizers, der zu Pferd rechter Hand am Tor vorrückte. Er ist mit seiner Rüstung gemalt wie ein Kriegshauptmann, in der Hand ein entfaltetes Banner, worauf ein Stab als Wappenzeichen von Basel dargestellt ist." Dem Basler Münster, dessen blaue, gelbe und rote Ziegelbedachung und dessen gute Instandhaltung ihm auffällt, spendet er hohes Lob: „Aber nun, um zu dieser glorreichen und sehr eleganten Kirche von Basel, der wahren Königin aller deutschen Kirchen, die ich sah, zurückzukehren . . . Wahrhaftig, ich erhebe sie so hoch, dass ich sie für die schönste protestantische Kirche erachte, die ich je sah, ausgenommen unsere zwei in London, St. Pauls[1]) und Westminster, die diese sehr wenig, wenn überhaupt, an

[1]) Gemeint ist natürlich die ehemalige gotische St. Pauls Kathedrale, die im großen Feuer von 1666 niederbrannte.

Schönheit, wohl aber etwas an Größe übertreffen. Und ich bin überzeugt, dass *ein* frommes Gebet, das in dieser Kirche von einem bußfertigen und zerknirschten Christen in der heiligen Gemeinschaft der Bürger dem allmächtigen Jehova durch die alleinige Vermittlung seines Sohnes Jesus Christus dargebracht wird, mehr Wirkung tut und rascher in des Herren Ohren dringt als ein ganzes Hundert, ja sogar eine ganze Myriade von Ave Marias, die nach jener abergläubischen Art am Rosenkranz herunter geleiert werden, wie ich das oft an den schimmernden Altären papistischer Kirchen gesehen habe." Coryat liest die Epitaphien im Kreuzgang, betrachtet mit Ehrfurcht das Grab des Erasmus und besucht die theologische Schule: „In diesem Raume war ich so glücklich, die wundervolle Zierde dieser Universität, J. Jakobus Grynaeus, nicht nur zu sehen, sondern auch zu meiner großen Freude und Stärkung mit ihm mich ungezwungen zu unterhalten. Grynaeus ist ein so außerordentlicher Mann, dass man ihn wohl einen zweiten Ökolompad nennen darf, das heißt eine glänzende Leuchte im Hause Gottes".

Auch in Basel rühmt Coryat die guten, aber etwas teuren Speisen. „Man pflegt lange beim Nachtessen sitzen zu bleiben, mindestens anderthalb oder beinahe zwei Stunden. Die erste tüchtige Zecherei, die ich auf deutschem Gebiet sah, war in meinem Gasthaus in Basel. Da sah ich die Deutschen Hals über Kopf (helter-skelter) trinken und versuchte so freundschaftlich wie möglich, ihren Trinkgeboten mich zu entziehen." Die Trinksitten seien übrigens hier nicht schlimmer als in England; hier wie dort heiße es „drink or be gone". Von der Basler Tracht schildert er vornehmlich die Kopfbedeckung, durch die sich die Basler von den übrigen Schweizern unterscheiden. Auch hier notiert er die Zöpfe mit den farbigen Bändern und spricht recht anerkennend von Basels Weiblichkeit: „Ich sah junge Damen in dieser Stadt, die so hübsch und schön waren, wie ich sie je auf all meinen Reisen sah; aber ich will sie doch nicht so hoch stellen, dass ich sie mit unseren englischen Damen vergleiche, die ich berechtigter Weise vorziehe (und zwar ohne Parteilichkeit anderen Frauen gegenüber, die ich auf meinen Reisen sah), da sie eine elegante und sehr anziehende natürliche Schönheit besitzen."

* * *

Mit dieser Äußerung guter heimatlicher Gesinnung wollen wir von Coryat Abschied nehmen, der nun rheinabwärts anderen Gauen zufährt. Im übrigen werden wir kaum fehl gehen, wenn wir im Ausland es gleich halten wie dieser sympathische Engländer: uns so viel wie möglich und schicklich ist, anpassen, Augen und Sinne offen halten, voreilige, absprechende Kritik meiden, Eigenartiges verstehen lernen, Vorzüge anerkennen und bei all dem doch uns des Wertes der eigenen Heimat bewusst bleiben.

WINTERTHUR PAUL FINK

□□□

Pfui über die Mahlzeiten, welche jetzt die Menschen machen, in den Gasthäusern sowohl als überall, wo die wohlbestellte Klasse der Gesellschaft lebt. Selbst wenn hochansehnliche Gelehrte zusammenkommen, ist es die selbe Sitte, welche ihren Tisch wie den des Bankiers füllt: nach dem Gesetz des „vielzuviel" und des „vielerlei", woraus folgt, dass die Speisen auf den Effekt und nicht auf die Wirkung hin bereitet werden und aufregende Getränke helfen müssen, die Schwere in Magen und Gehirn zu vertreiben. Pfui, welche Wüstheit und Überempfindlichkeit muss die allgemeine Folge sein. Pfui, welche Träume müssen ihnen kommen; pfui, welche Künste und Bücher werden der Nachtisch solcher Mahlzeiten sein, und mögen sie tun, was sie wollen: in ihrem Tun wird der Pfeffer und Widerspruch oder die Weltmüdigkeit regieren. Zuletzt und das Lustigste an der Sache, um nicht nur deren Ekelhaftes zu sagen, sind diese Menschen keineswegs Schlemmer. Unser Jahrhundert und seine Art Geschäftigkeit ist mächtiger über ihre Glieder als ihr Bau: was wollen also diese Mahlzeiten? Sie repräsentieren! Was in aller Heiligen Namen? Den Stand? — Nein, das Geld: man hat keinen Stand mehr, man ist Individuum. Aber Geld ist Macht, Ruhm, Würde, Vorrang, Einfluss. Geld macht jetzt das große oder kleine moralische Vorurteil für einen Menschen, je nachdem er davon hat. Niemand will es unter den Scheffel, niemand möchte es auf den Tisch stellen. Folglich muss das Geld einen Repräsentanten haben, den man auf den Tisch stellen kann: siehe unsere Mahlzeiten.

NIETZSCHE

□□□